

Literatur des Auslandes.

N^o 144.

Berlin, Freitag den 30. November

1838.

England.

Howe, St. Vincent, Nelson.*)

Wenn alle Kenner des Seewesens — wie man doch nicht anders annehmen kann — in dem Urtheile übereinstimmen, daß die Lords Howe, Nelson und St. Vincent die größten und ausgezeichnetsten See-Offiziere der neuesten Zeit waren, so dürfte es hier weder am unrechten Orte, noch auch ohne Interesse seyn, in kurzen Worten ihre individuellen Charaktere und die von jedem Einzelnen unter ihnen während seiner Amtshätigkeit befolgten Grundsätze näher zu bezeichnen. Sie Alle waren geschickte und talentvolle Admirale im ausgedehntesten Sinne des Wortes, Jeder besaß in allen Zweigen des Seedienstes die ausgezeichnetste Erfahrung; ja man könnte diese drei Männer, die bei Einführung und Erhaltung von Ordnung und Disziplin auf der Flotte so überlegene Kenntnisse, Energie und Eifer entwickelt haben, beinahe als gleiche Größen betrachten. Es möchte vielleicht gar nicht zu viel behauptet seyn, daß sie zur Ausbildung der Marine mehr gewirkt haben, als irgend einer oder alle ihre Vorgänger, so daß wir mit voller Wahrheit aus dem Gefühle der Wehmuth mit den Worten des Dichters ihnen nachrufen:

„Lebt wohl, mit euch
Ist auch die Hoffnung solcher Größen todt.“

Lord Howe muß als derjenige unter ihnen bezeichnet werden, der die Bahn brach. Er war durchaus sein eigener Lehrer im Seewesen; er war in keiner bestimmten Schule ausgebildet, — man kann mit vollem Grunde sagen, daß es zur Zeit des Anfangs seiner Laufbahn noch gar keine Schule gab. Was er in den verschiedenen Zeiten seines Dienstes sich aneignete, war nur durch Vergleichung, Beobachtung und Nachdenken gewonnen; kaum waren damals äußerst schwache Spuren eines festen Systems, geschweige denn einer Wissenschaft des Seewesens zu finden. Taktik, Evolutions und Signale hatten sich zwar allmählig, gleichsam in dürftiger Nachahmung des Französischen Wesens, eingeschlichen, aber ihre Entwicklung war fast gar nicht vorgeschritten, ihre Anwendung von Niemand versucht, außer von dem talentvollen, aber unglücklichen Kempenfelt, der beim Versinken des „Royal George“ umkam. Nach ihm faßte Lord Howe die Wichtigkeit dieser Dinge auf und verlor sie nicht wieder aus seinen Augen, bis er sie zu einem völligen Systeme ausgebildet hatte, welches lange unter dem Namen „Howe's Signale“ bekannt war. In der Vervollkommnung dieses Systems blieb er dann unermüdet; mochte er vor Anker liegen oder auf hoher See sich befinden, sowohl in der Theorie als in der Praxis ging seinem Sinne dieser nützliche Gegenstand über Alles. Wir haben kaum nöthig, zu wiederholen, daß Howe in seiner Amtsführung und nach seiner Gemüthsstimmung ein kühner, kaltblütiger und entschiedener Mann, daß er theoretisch und praktisch durch und durch Seemann war, daß er seine Kenntnisse meistens durch die sanfte Gewalt der Ueberzeugung und durch die Macht des Beispiels auf Andere zu übertragen wußte.

Lord St. Vincent war hinsichtlich der Taktik und Disziplin ein Schüler Howe's. Als er einst sein Urtheil über den Vortheil eines nächtlichen Seegefechts gegen einen überlegenen Feind abgeben sollte, entschied er sich aus keinem anderen Grunde dagegen, als weil man dadurch des großen Vortheils von „Howe's Signalen“ beraubt werde. Hinsichtlich der Disziplin hingegen dürfte hier der Schüler durch sein Instruktionssystem den Lehrer übertrifft haben. Howe war geduldig, leutselig, nachsichtig und wohlwollend; er fesselte durch diese Eigenschaften Offiziere und Matrosen; St. Vincent dagegen war streng, durchgreifend und entschieden, er hielt fest an dem Grundsatz, daß Gehorsam Leben und Seele des Seedienstes sey — das Wort Obedienza war ein Lieblingsausdruck von ihm. Während so der Eine dem „Suaviter in modo“ nachhing, hielt der Andere an dem „Fortiter in re“. Die unultuirenden Matrosen im Hafen von Portsmouth, die man nur halb gebändigt hatte, wurden durch das milde und leutselige Benehmen Howe's und durch das Vertrauen, welches sie auf ihn setzten, vollkommen zur Ordnung zurückgebracht. Die Flammen der Empörung zu Cadix loderten nicht so schnell auf,

als sie durch die schleunigen und kräftigen Maßregeln des Lord St. Vincent, durch sein determinirtes und entschlossenes Einschreiten unterdrückt wurden, welches hier so unbedingt nöthig war, um die Verbreitung jenes Geistes der Insubordination zu hindern, der auf einigen zur Blokade eines entfernten feindlichen Hafens beorderten Schiffen sich gezeigt hatte.

Obgleich diese beiden biederen Admirale zur Erreichung desselben Zieles so verschiedenartige Wege einschlugen und durch ihre Temperamente fast im Gegensatz zu einander standen, hegten sie dennoch die größte Achtung und Ehrerbietung gegen einander. So oft St. Vincent des Lord Howe gedachte, geschah es immer in den Ausdrücken hoher Lobpreisung und Anerkennung; er pflegte von ihm zu sagen, Howe sey ein Mann von wenig Worten, allein immer sey, was er spräche, zweckmäßig und sehr beachtenswerth. Nicht selten gab es sich bei den trivialsten Veranlassungen und in ganz gewöhnlichen Aeußerungen kund, von wie zärtlichen Gesinnungen gegen einander sie besetzt waren. Lord St. Vincent sagte oft, indem er in seinen Frühstück-Saal eintrat: „Freilich habe ich auch an diesem kalten Morgen meine blauen Hosen angezogen; denn Lord Howe trug blaue Hosen, und ich glaube sein Beispiel auch selbst in der Kleidung nachahmen zu müssen.“ Andererseits betrachtete Howe den Lord St. Vincent als den ersten Admiral seiner Zeit; er äußert in einem Briefe: „Ich kann Dich nur beauftragen, ihm, was mich betrifft, ganz einfach und aufrichtig zu versichern, daß meine Erwartungen durch seine ausgezeichnete Amtsführung nicht übertroffen sind.“ Unstreitig war er ein Mann, der keine Furcht kannte, ein Feldherr von hoher Einsicht, kühn im Entwerfen, thätig in der Ausführung, frei in seinen Ansichten, hochherzig und wohlthätig ohne Ostentation; ein scharfer Beobachter der Menschen, nachsichtig gegen kleinere Beleidigungen, streng gegen solche Vergehen, die eine verstockte Natur bekundeten. Seiner politischen Richtung nach gehörte er den Whigs an, zu denen er auch unwandelbar hielt; allein seine Freunde erfuhren immer, daß er seinen politischen Ansichten keine Einmischung in seine Amtsführung gestattete. Seine Befähigungen zu der Stelle eines Chefs waren die glücklichsten, unter ihm bildeten sich und stiegen viele treffliche Offiziere empor. Neben allen diesen Verdiensten, welche die öffentliche Meinung nach Gebühr anerkannte, konnte ihm dennoch nachgesagt werden (zumal von Jemand, der ihn genauer kannte), daß er, sowohl auf hoher See als auch unter Umständen auf dem Lande, die Manieren eines ungechliffenen Matrosen angenommen, daß er Steifsinigkeit in seinen Entschlüssen, Rauheit und Härte in der Ausübung seiner Befehlshaberschaft über die Offiziere der Flotte bewiesen habe; in Gesellschaften zeigte er sich dagegen als einen Mann vom feinsten Tone und von höflichem Wesen. Sein Amtscharakter war feste Entschlossenheit und konsequente Beharrlichkeit in seinen Vorsätzen.

Nelson war in Charakter und Benehmen sehr weit verschieden von den beiden erwähnten Feldherren. Obgleich nicht einmal so ganz eigentlich Seemann, verstand er es dennoch aufs beste, die Anstrengungen anzufeuern, den Eifer zu beleben; er besaß die eigenthümliche Gabe, jedem einzelnen Offizier, von dem höchsten bis zu dem niedrigsten, den Glauben einzustößen, daß ein Jeder für sich ganz besonders zu dem Gelingen der Unternehmungen beitrüge, was denn natürlich Muth und Vertrauen in Allen ungemein erhöhte. In seinen Erfolgen war er immer äußerst glücklich; wohin es auch ging, ihm zu folgen hatten Alle die größte Lust. In der That war Nelson ein ganz besonderer und einziger Charakter, — „er war nur mit sich selbst zu vergleichen“ — kein Zweifel, daß auch die Nachwelt wenige Männer gleichen Schlags wird aufzeigen können. Wir können nicht leugnen, daß Nelson auch seine schwachen Seiten hatte, aber welches menschliche Wesen hätte diese nicht? Er ist ganz ungerechter Weise mit Antonius verglichen worden, als sey er bereit gewesen, die Welt einer zweiten Cleopatra zu opfern — ein Vergleich, wie er nicht leicht irriger gefunden werden kann. Von einem einzigen unglücklichen Falle abgesehen, der durch die Schuld einer augenblicklichen Beihörung einen unauslöschlichen Fleck auf sein Andenken geworfen hat, ließ er sich niemals irgendwie den besklagenswerthen Einfluß der angedeuteten Umstände in seine Amtspflichten zu Schulden kommen. Wenn seine Gegenwart erfordert wurde, gab er alles Vergnügen und alle Lieblingsneigungen dahin; in seinen Gedanken konnte nicht die kleinste Sorge um sein

* Diese Parallele bildet sehr passend den Schluß von Barrow's Life of Earl Howe, S. Nr. 96 und 98 des Magazins.

Leben auch nur für einen Augenblick auskommen. Ein leidenschaftlicher und unerfättlicher Ehrgeiz war der Stachel in seinem hohen Sinne. „Mit Lorbeer gekrönt oder mit Cypressen bedeckt“, „eine Pairsstelle oder die Westminster-Abtei“, „Sieg oder Westminster-Abtei“ waren die Worte, die ihm im Schrecken der Schlacht zum Signale wurden. An eine Niederlage dachte er gar nicht; was ihn in die Schlacht begleitete, war die feste Ueberzeugung, daß er entweder siegen oder sterben werde.

In diesen Worten lag der Gipfelpunkt des Gefühls, durch welches sein schwacher Körper, der seinem brennenden und lebensvollen Geiste keine Stütze bieten konnte, so viele Anstrengungen überstand, so viele Energie entwickelte; die Stärfte und Elastizität des Geistes überwältigte hier aufs vollkommenste alle leibliche Mängel und Schwächen. Wo er einen Feind erblickte oder verfolgte, da schwand ihm der Maßstab des körperlichen Leidens in Nichts zusammen. Ehrgeiziges Streben nach Auszeichnungen, heißes Verlangen nach Ehren und Würden oder nach einem ruhmvollen Tode waren das Ziel seiner lebhaftesten Wünsche; auf dem Wege seines Schicksals erlangte und schmeckte er sie alle; Sieger in hundert Gefechten, starb er zuletzt einen Tod in den Waffen des Sieges, wie ihn sich alle wahre Helden wünschen!

Im Gegenthat zu ihm, war dem Lord Howe jede Ruhmsucht solcher Art fern; er war weniger eigensüchtig, als irgend ein Mann in seiner Stellung es jemals seyn kann. Die Resultate seiner Thaten betrachtet er nur in dem Lichte des Interesses seines Vaterlandes; er redet nur von den Pflichten, welche er gegen König und Vaterland hat, welche die Förderung des Seewesens ihm auferlegt. Niemals scheint er an Ehrenstellen zu denken, nach Auszeichnung zu streben. Den Titel eines Earl nahm er mit Gleichgültigkeit auf; das ihm angebotene Marquisat lehnte er ab, weil es unmittelbar vom Ministerium an der Stelle einer ihm von seinem Herrn versprochenen Ehre kam; dagegen betrachtete er den Hosenband-Orden, Medaille und Kette als sichtbare Zeichen der Gnade des Königs, er betrachtete es als eine dem königlichen Geber schuldige Pflicht, sie bei allen Gelegenheiten zu tragen. Eben so trug St. Vincent den Stern des Bath-Ordens immerfort, sowohl an seinem Morgenkleide als an seinem Abendkleide, als eine ehrenvolle Auszeichnung, die sein Monarch ihm für seine Dienste verliehen.

Niemals suchte Howe ein Ruhegehalt oder irgend eine Belohnung durch Geld oder Geldeswerth für seine lange und verdienstliche Amtsführung; nie zeigte er sich unzufrieden, wenn Anderen für weniger glänzende Thaten belohnende Anerkennung zu Theil ward. Die einzigen Klagen, deren man ihn zeihen konnte, trafen die Admiralität, wenn er erfuhr, daß man tiefer stehende, aber tüchtige Beamte vernachlässigte, die unter ihm treu und brav gedient hatten. Ueber seinen militärischen Charakter giebt es und kann es nur eine Stimme geben; sein moralischer Lebenswandel, seine Wahrheitsliebe, sein Biedersinn werden von allen Seiten gerühmt; er war hochherzig, human, wohlwollend und wohlthätig, auf allen seinen Wegen bekundete sich sein Streben, Gutes zu thun. Sein politisches Glaubensbekenntniß war torjistisch, doch war er kein Mann der Partei; er lebte nur für König und Vaterland. Mit einem Worte, Lord Howe war der Mann, von dem man in allen seinen Lebensverhältnissen sagen konnte: *Integer vitae scelerisque purus.*

Frankreich.

Der Flaneur.

Von Jules Janin.

Das Wort „Flaneur“ (Gaffer) ist mehr als Französisch, es ist echt Parisisch, und wir wüßten in der That kein besseres, um jenen beschäftigten Müßiggang zu bezeichnen, der mit offenem Munde, nur vom Zufall geleitet, in unserer großen Stadt überall anzutreffen ist, wo es etwas zu sehen, zu hören und nichts zu thun giebt. Flaner heißt herumschlendern, ohne zu wissen, wohin, rechts, links oder gerade aus. Der Flaneur hält niemals einen Vorübergehenden an, um ihn nach dem Wege oder nach der Uhr zu fragen; denn jeder Ort und jede Stunde sind ihm gleich günstig. Der Flaneur steht des Morgens auf und legt sich des Abends nieder; er hat die Augen weit aufgerissen und die Hände in den Taschen; seine Gafflust ist so gewaltig, daß sie zuletzt den Sieg über alle seine anderen Leidenschaften, selbst über die natürlichsten, davonträgt. Es giebt in der Welt tausend verschiedene Leidenschaften, aber es giebt nur Eine Art von Flaner. Der verliebte Flaneur vergißt die Stunde der Zusammenkunft, weil er dem Wasser zusieht, wie es unter dem Pont-neuf hindurchfließt. Ist er Advokat, so verliert er seinen Prozeß, weil er die Rosen auf dem Blumenmarke angafft; ist er Arzt, so läßt er seinen Kranken sterben, weil er am Laden eines Bilderhändlers stehen bleibt, wo er stets mit neuem Vergnügen die Karrikaturen betrachtet, die im Jahre 1816 gegen die Engländer von 1814 erschienen.

Welch ein glücklicher Stand! Flaner heißt seiner Lust in jedem Augenblicke willfahren, betrachten, ohne zu sehen, gehen, ohne vorwärts zu kommen, handeln, denken, und doch wieder nicht handeln und denken, das Glückskind einer jeden Stunde des Tages seyn, die geringsten Zufälle auf der Straße benutzen, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, weder Regen, noch Sonne, noch Wind, noch Hagel fürchten, sondern sich im Gegentheil das Alles zu Nuzen machen. Man muß eingestehen, daß dies eine harm-

lose, unwiderstehliche, unangreifbare, ehrliche Leidenschaft ist, die Niemanden Böses zufügt, kurz, eine Leidenschaft, wie es sonst keine im ganzen Bereich der Leidenschaften giebt.

Doch wohl gemerkt, die Flanerie erfährt ihren Mann nur, wenn er sich auf der Strafe befindet. In seiner Wohnung ist er still, ruhig, arbeitsam, ganz wie die übrigen Menschen: er wird zum Gaffer in dem Augenblick, wo er seine Thürschwelle überschreitet. Sobald ihm nur der Wind um die Nase streicht, ist unser Mann fort; holet ihn ein, wenn ihr es vermöget! Er geht aus, weil er ein wichtiges Geschäft abzumachen hat; haltet ihn also ja nicht auf! Er muß zu rechter Zeit bei der Zusammenkunft erscheinen; — mit Sturmschritten eilt er vorwärts, ohne nur den Kopf zu wenden. Plötzlich aber entpimmt sich an einer Straßenecke ein Streit zwischen zwei Hunden; da bleibt unser Mann stehen und sieht zu; die Hunde beißen sich, er rührt sich nicht von der Stelle; man trennt die Hunde, unser Held wendet sich um und bewundert das Fleisch am nächsten Schlächterladen. Welch herrliches Fleisch! Siehe, da zieht ein Regiment Grenadiere mit Musik vorüber; unser Mann nimmt den Regenschirm, den er unterm Arme trägt, in die Hand und marschirt mit. Die Musik verstummt, beim Beginn des Trommelschlages wendet er sich verächtlich ab; da sieht er eine Kirche offen stehen, das Portal ist mit Trauertuch beschlagen; er tritt ein und summt leise das *De profundis* mit, durchschreitet das Schiff der Kirche und geht zur entgegengesetzten Thür hinaus. Seht ihr dort auf jener schwebenden Leiter den Maurer hängen, der das Dach jenes hohen Hauses ausbessert? Der Gaffer hat nur noch Augen für den Maurer und dessen Arbeit, bis eine Fliege ihn in seiner Betrachtung stört; da sieht er endlich wieder auf die Erde, er starrt ins Blaue hinein, er merkt, daß er nichts sieht, und er will doch Alles sehen; mit abgemessenen Schritten geht er weiter; er ist so glücklich, so frei! Immer weiter gegangen, spricht er zu sich, und er geht. So gelangt er nach und nach ins Palais-Royal, den Sammelplatz aller Maulaffen der Welt. Muß er nicht seine Uhr nach der Kanone richten, die zu Mittag abgeschossen wird? Muß er nicht alle Theaterzettel einen nach dem anderen lesen? Und das ist die liebste Stunde für unseren Helden. Die Anschlagzettel, die unsere Mauern zieren, sind nur für ihn gemacht; für ihn allein wurde so viel Dinte und Papier aufgewendet. Vor den Theaterzetteln stehend, sieht er die Taglionitanzen, die Mars spielen, hört er Rourrit oder die Damoreau singen; für ihn allein verschwenden Bernet, Bouffé und Urnal die Schätze ihres Geistes und ihres Humors; für ihn allein sind die Auktionen von den Gerichten angeordnet; er weiß besser als der Auktionator, was morgen im Hotel Bullion versteigert wird; er weiß Alles, er sieht Alles, er ist überall. Vom Palais-Royal ist es gar nicht weit nach dem Boulevard. Der Boulevard ist das Vaterland, was sage ich? — er ist das Paradies der Flaneurs. Welche Anzahl von Kupferstich-Händlern und kleinen Pasteten! Wie viel niedliche Kästchen schlüpfen hier über den Asphalt! Wie viel gefallsüchtige Dämchen geben hier ihr Lächeln und den Duft ihrer Mäntel den Lästern preis! Wie viel vorüberrollende Kutichen, wie viel wichernde Pferde, wie viel Kaufleute mit vollen Segeln! Ach! ehemals gab es hier auch einen Nicolet, einen Bobeche, einen Galimafree. „Mein Herr, warum kommen Sie heute so spät aufs Bureau?“ fragte eines Tages ein Direktor seinen Untergebenen. — „Ach, mein Herr“, erwiderte der Andere, „der Schelm, der Nicolet, hat mich unterwegs aufgehalten.“ — „Nicolet?“ antwortete der Direktor in etwas milderem Ton; „aber, zum Sapperment, ich habe Sie ja noch nie dort gesehen!“

Wie alt der Flaneur ist? Er gehört jedem Alter, jeder Zeit an; er ist Hagestolz, Ehemann; zuweilen verbindet er auch mit seiner Hauptleidenschaft noch eine andere nebenbei: er ist Büchertrödler, er sammelt Schmetterlinge, Mineralien oder Muscheln; er treibt sich überall umher und sucht nach tausenderlei namens- und formlosen Scherben, die er im Triumph nach Hause schleppt. Unschuldige kleine Leidenschaften, lauter Schöflinge der Flanerie!

O, welch' ein leicht zu regierendes Königreich, welch' glückliche Unterthanen, welch' ein glücklicher Monarch, wenn ein Volk von Flaneurs einen Flaneur zum Könige hätte! Das wäre so recht eigentlich die Geschichte des Königs Proctot und seines Königreiches.

Griechenland.

Spaziergang von Athen aufs Land.

(Schluß.)

Unter anderen Erwerbsquellen besaßen die Eigenthümer von Marusi auch schöne Gärten, von denen ihnen die Hälfte des Ertrages ebenfalls gehörte; und dies war einer der Punkte, wo es den Griechischen Pächtern am schwierigsten fiel, die Wachsamkeit ihrer Herren zu täuschen, weil die Türken die Gewohnheit haben, in allen ihnen zugehörigen Obst- oder Küchengärten eine Art von Sommerhaus in Form eines Thurmes zu bauen und es während der heißen Sommer-Monate zu bewohnen. Die Getraide- oder Wein-Acradten konnten sie nicht so leicht beaufsichtigen, noch weniger aber den Ertrag der Bienenstöcke oder der Ziegen- und Schafheerden; denn die listigen Pächter bauten die Schafereien und Bienenstöcke in weiten Entfernungen und an schwer zugänglichen Orten, so daß sie ganz in ihren Händen waren und der Antheil ihrer Herren nur von ihrem guten Willen, oder dem Grade des guten Vernehmens zwischen ihnen, abhängig war.

Die Türken besitzen im Allgemeinen wenig Speculationslust; wenn sie sich dazu auf ihren Griechischen Besitzungen vertheilen ließen, so geschah es meistens auf Anstiften ihrer listigen Pächter, die daraus einen tüchtigen Gewinn zu ziehen hofften. Die Vieh- und Pferdezucht, die so großen Vortheil abwerfen kann, reizte sie durchaus nicht: ihre natürliche Trägheit und das Mißtrauen, das sie in ihre Pächter setzen, hielt sie von jeder Unternehmung fern, in welche große Kapitalien gesteckt werden mußten und die reger Wachsamkeit bedurfte, um nicht über den Gewinn betrogen zu werden. Alle Besitzer zahlreicher Viehheerden in Attika waren Griechische Mönche aus verschiedenen Klöstern; ein einziger Türke, der alte Derwisch Emin Aga, machte eine Ausnahme von dieser Regel; er besaß auf den Weiden in den tiefen Ebenen Attika's eine Heerde von fünfhundert Kühen. Dieser sonderbare Mann, dessen thätige Wachsamkeit den schärfsten Kontrast mit der gewöhnlichen Trägheit seiner Landsleute bildete, beauftragte selbst seine Heerden und schloß mitten unter ihnen auf freiem Felde, damit seine Schäfer ihm die jungen Kälber nicht stehlen konnten. Durch große Anstrengungen und Sparsamkeit hatte er ein bedeutendes Vermögen gesammelt, die Race seiner Kühe war die schönste in Griechenland und hatte vor allen anderen in Attika einen großen Vorzug, nämlich den, daß diese im Lande geborenen und aufgezogenen Thiere gegen alle die gewöhnlichen Zufälle des eingeführten Viehes sicher waren, welches sich erst akklimatisiren mußte. Dieser alte Türke verlor jedoch während des Freiheitskrieges den größten Theil seines reichen Viehstandes, der den Truppen beider Parteien Lebensmittel lieferte.

Durch die Griechische Revolution verlor Marusi wenigstens zwei Drittel seiner Bevölkerung, und eine Menge von Häusern brannten die Soldaten nieder. Die verlassenen Weingärten gingen aus Mangel an Pflege ein; die kurzen Ruhepunkte, die während des Krieges eintraten, waren für die Bauern nicht hinreichend, um sich mit Erfolg ihren Ackerarbeiten hinzugeben, und eine beträchtliche Anzahl von Delbäumen wurde von den Türken niedergebrannt. Vieh, Pferde, Bienen wurden eine Beute der Marodeurs beider Armeen, und die kleine Anzahl von Landleuten, die den Krieg glücklich überlebten, waren lange Zeit zu schwach, um den schrecklichen Räuberbanden zu widerstehen, welche die Gegend bis zur Ankunft des Königs verheerten. Alle waffenfähige Marusiten dienten in Athen, bald als Belagerer, bald als Vertheidiger, oder sie folgten ihren Kapitani's, Guerilla-Anführern, in andere Gegenden, wo der Krieg wüthete. Unterdessen mußten die Greise, Kinder und Frauen beständig den Zufluchtsort meiden, den ihnen das verlassene Dorf noch bot, um in den Wäldern und den Höhlen der Berge Schutz gegen die rohe Grausamkeit der Türkischen Marodeurs zu suchen. Ein Beispiel aus vielen ausgewählt, die Leidensgeschichte einer armen Witwe, die noch jetzt in Marusi lebt, möge den Lesern das vor Augen stellen, was sich damals fast in allen Dörfern Griechenlands zutrug, und ihnen zeigen, wie viel Unglück der Mensch ertragen kann, ohne seiner Last zu unterliegen.

Diese Frau, kaum dreißig Jahre alt, war eine der schönsten in Marusi, ihr Mann war Gärtner, und beide hatten drei Söhne, von denen der jüngste noch nicht laufen konnte, als 1823 das Unglück über diese Familie hereinbrach. Seit einiger Zeit wütheten die Pocken in Marusi; der Gärtner und seine beiden ältesten Söhne schwanden in Lebensgefahr; durch große Vorsicht gelang es der Frau, den jüngsten vor Ansteckung zu bewahren, sie selbst war davon frei geblieben. Eines Morgens erwacht sie vor Tagesanbruch von einem ungewöhnlichen Lärm; sie sieht auf, öffnet die Thür ihrer Hütte, die in einiger Entfernung vom Dorfe stand, und sieht auf dem Wege nach den Bergen eine Menge Bauern fortreiten, die ihr zurufen, ihnen schnell zu folgen, wenn sie nicht in die Hände der Türken fallen wollte. Bei dieser schrecklichen Nachricht befeelt nur der eine Gedanke die arme Frau, sich durch eine schnelle Flucht der nur zu bekannten Nothheit der feindlichen Soldaten zu entziehen. Kaum bleibt ihr Kraft genug, um ihren todtkranken Mann aus dem Bette zu heben, ihn auf dem Sattel des Esels zu befestigen, der zum Glück in der Nähe weidete, und die beiden eben so leidenden Söhne auf den Schooß des Kranken zu setzen, der sich anstrengt, sie mit seinen erschlafften Armen festzuhalten. Dann nimmt sie das kleine Kind, und mit einer langen Serie bewaffnet, bemüht sie sich, durch Geschrei und Schläge das Thier anzutreiben. Die anderen Flüchtlinge des Dorfes hatten einen großen Vorsprung, und die unglückliche Familie befand sich allein auf dem Wege, doch sah man noch nichts von den Türken, die, mit der Plünderung der verlassenen Häuser beschäftigt, den Flüchtlingen Zeit zur Rettung ließen. Die arme Marusitin stoh bereits seit einer halben Stunde und hoffte noch zu rechter Zeit die Pentelische Grotte zu erreichen; da erblickt sie plötzlich bei Tagesanbruch einen Trupp Reiter, der aus dem Dorfe nach ihrer Seite zu einhersprengte. Ein Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung entfährt der Armen, der Sterbende hört ihn, richtet sich auf und sieht seine unglückliche Gefährtin erschöpft durch Anstrengung, Schmerz und durch die Last des Kindes, welches sie trägt; da hält er jede Hoffnung auf Rettung für verloren, und die Nähe seines Todes fühlend, beschwört er seine Frau, ihn auf den Weg niederzulegen und sich selbst auf den Esel zu setzen. Eine entschiedene Verneinung, eine Geberde des Entsetzens und ein neuer Versuch, das Thier anzuspornen, war Alles, was die arme Mutter erwidern konnte. Da ertönt das Geschrei der Türken in geringer Entfernung, der Kopf des Kranken wälzt sich mit einem tiefen Seufzer, und als die arme Marusitin

ihn betrachtet, zeigt ihr die plötzliche Veränderung seiner Züge und Farbe, daß er geendet habe. Jetzt, wo das Leben ihrer drei Kinder von ihrem Rathe abhing, hatte die unglückliche Witwe keine Zeit, sich ihrem Schmerze zu überlassen; sie fuhr fort, ihren Esel anzutreiben, der schon unter der ansehnlichen Last, die er trug, ermattete; das Stampfen der Pferde kam immer näher, sie hieb verzweifelt auf den Esel los, der schnell vorwärts sprang, so daß das eine der kranken Kinder, die von den erstarrten Armen des Vaters nicht mehr gehalten wurden, auf den Weg herabfiel: nun schien die Gefahr den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Da fiel es dem armen Weibe ein, ihren Esel den Verfolgern zu überlassen, um dadurch ihren Lauf aufzuhalten und Zeit zur Flucht zu gewinnen. Eine Kirche, die sie in einiger Entfernung bemerkte, scheint ihr Vorhaben zu begünstigen, dahin lenkt sie ihr Thier, legt zu den Füßen des Altars den Körper ihres Mannes nieder, macht das Zeichen des Kreuzes über ihn, wirft ihm einen Scheideblick zu und eilt nach dem Orte zurück, wo sie ihre Kinder hingesezt. Sie jagt den Esel dem Feinde entgegen, sie nimmt ihre drei Söhne in die Arme, und durch eine gewaltsame Kraftanstrengung gelangt sie einige hundert Schritte vorwärts. Ein Geräusch, das sie hinter sich vernimmt, zeigt ihr, daß ihre Kriegslust umsonst war; das treue Thier, seiner dreifachen Last entledigt, holt seine Herrin ein und trabt munter hinter ihr her. — Da bemächtigt sich ein schrecklicher Gedanke der armen Witwe: um zwei ihrer Kinder zu retten, muß sie eines verlassen; ein lange unterdrücktes Schluchzen entwindet sich ihrer Brust, aber sie darf nicht zögern; der jüngste ihrer Söhne, der einzig gesunde, wird besser als seine Brüder der Kälte und dem Hunger widerstehen, ihn muß sie für den Augenblick den beiden älteren zum Opfer bringen. Sie drückt ihn an ihr Herz, legt ihn schlafend in ein dichtes Gebüsch, das ihn den Blicken verbirgt, und den letzten Rest ihrer Kräfte sammelnd, setzt sie ihre Flucht mit den beiden ältesten auf den Armen fort. Der Segen des Himmels krönt diese letzte Anstrengung; die bellagerten Mutter erreicht nach einer halben Stunde, ganz erschöpft, die Pentelische Grotte, in der sich die anderen Flüchtlinge des Dorfes schon versteckt hatten.

Der ganze Tag verstrich unter den schrecklichsten Besorgnissen für diese Unglücklichen. Sie wußten, daß es die Absicht der sie verfolgenden Türken sey, sie nach Marusi zurückzuführen, um ihnen dort durch die schrecklichsten Qualen das Beständniß ihrer vermeintlich verborgenen Schätze abzupressen. Vergeblich wäre es gewesen, ihre durch den Krieg herbeigeführte gänzliche Armuth anzuführen. Alles umsonst! Eben so schwach war auch die Hoffnung, den Nachforschungen ihrer Feinde zu entgehen, denn man hatte den Türkischen Soldaten mit Verlust ihrer Köpfe gedroht, wenn sie ohne Gefangene zurückkehrten; sie hatten also zu großes persönliches Interesse bei ihrer Verfolgung, um sie so leicht aufzugeben. — Von Minute zu Minute hörte man nähere oder fernere, von dem Echo der Berge wiederholte Schüsse; und plötzlich erstarrten die unglücklichen Flüchtlinge vor Entsetzen, weil das nahe Geschrei und die Fläche der in ihren Nachsicherungen getäuschten Türken ihnen zeigte, wie nur ein ganz kleiner Zwischenraum, die Windung eines Fußsteiges, der Vorsprung eines Felsens, sie von ihren Verfolgern trennte.

Endlich, in der Nacht, als man hoffen konnte, daß die Türken den Berg verlassen hätten, wagte sich die arme Frau, die in demselben Augenblicke Satten und Kind verloren hatte und die vor Hunger, Kälte und Schreck fast dem Tode nahe war, aus der Höhle hervor, um den armen Kleinen aufzusuchen, den sie nur nothgedrungen verlassen hatte. Es schien ihr unmöglich, daß das Kind nicht sollte geschrien haben, und wenn die Türken sein Geschrei vernommen, so hatten sie es sicher augenblicklich getödtet; doch selbst wenn es von den Soldaten nicht bemerkt worden, wie konnte sie hoffen, daß es dem Zahn der Wölfe entgangen wäre, welche den Berg unsicher machten. Durch einen schwachen Schimmer von Hoffnung aufrecht erhalten, durchsuchte die unglückliche Marusitin während zweier langen Stunden das Gebüsch, wo sie ihr Kind versteckt hatte, ohne es wieder zu finden. Von Zeit zu Zeit rief sie es, legte sich auf die Erde, um zu horchen, aber der einzige Schrei, der dem ihrigen antwortete, war der irgend eines Nachvogels, dessen Einsamkeit sie fürchte. Erschöpft von allen Anstrengungen, setzte sie sich um Mitternacht auf einen großen Stein, und sich ganz ihrem Schmerze hingebend, zerfloß sie in Thränen. Da schreckte sie ein Gerauschen an ihrer Seite auf, und zwei glänzende Augen, die ihr einem Wolfe oder einem wilden Hunde anzugehören schienen, erweckten in ihr den schrecklichen Gedanken, daß diese wilde Bestie vielleicht so eben ihr Kind zerrissen habe. Entschlossen, die Wahrheit zu erforchen, eilt sie vorwärts und strauchelt über eine unförmliche Masse, die ihren Lauf hemmt; es war der Körper ihres Mannes, und der Ort, wo sie sich befindet, ist die Kapselle, in der sie ihn diesen Morgen niedergelegt. Plötzlich ruft ihr die Lokalität auf eine bestimmte Weise den Ort ins Gedächtniß zurück, wo sie ihr Kind gelassen hatte; sie stürzt dahin und findet zu ihrer unaussprechlichen Freude das unschuldige Geschöpf friedlich schlafend; seine kleinen Glieder waren von der Nachkälte erstarrt, aber sein regelmäßiges Athmen zeigte, daß es sich wohl befände. Mit dankbarem Herzen kehrte die Marusitin eiligst nach der Höhle zurück, wo ihrer weder ein neues Unglück wartete. Während ihrer Abwesenheit hatte einer ihrer flüchtigen Landleute die unbegreifliche Grausamkeit begangen, den beiden kranken Kindern die Decke zu rauben, in die ihre Mutter sie gehüllt, und die armen Geschöpfe, von einem heftigen Froste er-

griffen, der ihnen bei ihrem Krankheitszustande besonders gefährlich war, hatten so eben ihren Geist ausgehaucht.

Von der Noth gedrängt, verließen die Marusiten nach sechs Tagen ihren Zufluchtsort und wagten sich in ihr Dorf zurück, das sie glücklicher Weise von den Türken geräumt fanden. Die Witwe richtete sich mit dem einzigen Kinde, das ihr geblieben, wieder in ihrer Hütte ein und lebte dort zwei Jahre ungestört, aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. Eines Tages hatte sie sich auf mehrere Stunden von ihrem Hause entfernt, um Maulbeerbblätter für ihre Seidenwürmer zu pflücken; als sie nach dem Dorfe zurückkehrte, sah sie einen Haufen Türkischer Soldaten aus demselben herauskommen. Sie versteckte sich ungesehen hinter ein Gebüsch, doch wie groß war ihr Entsetzen und ihre Verzweiflung, als der Haufe an ihrem Versteck vorüberzog, denn sie gewahrte auf der Spitze der Standarte, an welcher der Halbmond befestigt war, den Kopf ihres armen Kindes, ihres letzten Sohnes, den die Soldaten lachend und im Triumph davon trugen. Die Türken hatten das Dorf geplündert, ihre Hütte erbrochen, und da sie in diesem armen Hause nichts vorfanden, so ermordeten sie in ihrer Wuth das unglückliche Kind. Die trostlose Mutter fand den Körper ihres Sohnes auf der Schwelle ihrer Thür liegen. Sie hat all' dies Elend überlebt und bebaut jetzt als Gärtnerin den Küchengarten eines Englischen Ansiedlers, der bedeutende Grundstücke in Marusi besitzt.

Der Ruin und das Elend dieses ehemals so schönen Dorfes erreichten ihren Gipfel, als ein Theil der Armee des Seraskier ihr Lager in dem nahegelegenen Flecken Kephisia aufschlug. Was zu damaliger Zeit noch an Bewohnern in Marusi übrig war, beschloß, weil ihre früheren Verstecke in den Bergen nicht mehr sicher waren, nach den Inseln Regina und Salamis auszuwandern, und sie lebten daselbst mehrere Jahre in äußerster Dürftigkeit. Die gänzliche Zerstörung ihres heimischen Bodens beraubte sie der Hoffnung, je wieder ihre früheren Ackerarbeiten daselbst fortsetzen zu können; glücklicherweise wurde ihnen jedoch durch die Ratifizierung des Protokolls, das den Türken gestattete, ihre Besitzungen zu verkaufen, eine günstigere Aussicht eröffnet. Mehrere durch den Handel bereicherte Griechische Kapitalisten und eine Anzahl Fremde von allen Nationen benutzten die Gelegenheit, Grundstücke zu niedrigen Preisen zu kaufen; die Schönheit und die gesunde Luft der Umgebungen von Marusi, seine nahe Nachbarschaft mit der künftigen Hauptstadt Griechenlands verschafften diesem Ort den Vorzug vor vielen anderen; die alten Bauern kamen nach und nach zurück, traten als Ackerbauer in Dienst bei den neuen Eigenthümern, und geschickte den damaligen Stand der Dinge benutzend, bedingten sie sich ein recht ansehnliches Lohn. Da diese Landleute mäßig und arbeitssam sind, so ersparten sie sich in wenigen Jahren bedeutende Summen, für die sie Boden ankauften und ihn mit Weinstöcken bepflanzen, die gerade hier besonders reichlichen Gewinn abwerfen. In den zwei Jahren, seitdem diese Anpflanzungen in Flor sind, hat das Dorf ein ganz anderes Aussehen gewonnen; es besteht aus ungefähr zweihundert Häusern, von denen einige zwei Stockwerke haben, die größere Anzahl aber sind lange und niedrige Hütten mit Fußböden von Thon. Die Kirche ist durch Subscriptionen ausgebaut und vergrößert worden. Fünf Läden, welche zugleich Spezerei-Handlungen im Großen und Kleinen und Kaffeehäuser sind, verschaffen den Einwohnern eine Probe aller städtischen Genüsse. Drei schöne Landhäuser sind von den neuen Ankäufern erbaut worden, an der Stelle häßlicher alter Thürme, in denen die Türkischen Familien wohnten und die nun bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Trotz des Krieges und aller Leiden, mit denen es überschüttet ward, bietet Marusi doch schon wieder einen wohlhabenden und gemächlichen Anblick dar; täglich verschwinden die verfallenen Häuser immer mehr, und nur wenig Boden ist in den Umgebungen unangebaut geblieben. Als Hauptort des Demos, ist Marusi nach der neuen Organisation der Sitz der Municipal- Behörde des Bezirks geworden. Seine Bevölkerung beläuft sich jetzt auf vierhundertfünfzig Einwohner, von denen zweihundert waffenfähig sind; so groß ist die durch den Krieg entstandene Verminderung an Frauen und Kindern. — Der Demos, der jetzt den Namen Amarnyia führt, besteht außer Marusi noch aus zwei anderen Dörfern, mehreren Klöstern und einigen abge sondert gelegenen Meierereien, die den alten Türkischen Namen Tschistlik beibehalten haben. Das zweite Dorf des Demos ist Schaludri, eine Stunde von Marusi entfernt; es hat fünfzig Häuser und hundertundfünfzig Einwohner; das dritte ist Kephisia, eine Viertelstunde nordöstlich auf einer Erhöhung liegend; es enthält 33 Häuser und ungefähr hundert Einwohner.

(Blackwood's Magazine.)

T i b e t.

Srong-dsan-Gambo, der Königliche Freier.

Nach einer Tibetischen Sage.

Srong-dsan-Gambo, der weise König und Bildner der Tibetischen Nation, veräumte kein Mittel, wodurch er die Wohlfahrt und die politische Bedeutung seiner Monarchie fördern konnte. Da nun Heiraths-Bündnisse mit fremden Höfen eines der wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke sind, so schickte er Gesandtschaften nach China und nach Nepal und bewarb sich in jedem

von beiden Staaten um die Hand einer Prinzessin, die er noch nie gesehen hatte.

Die nach Nepal bestimmte Gesandtschaft bestand aus hundert Menschen und einer nicht geringeren Zahl beladener Kammele, unter dem Ober-Kommando des Ministers Uran Tanggarik. Sie brachten außer anderen kostbaren Geschenken einen Helm aus Lazurstein, der talismanische Kräfte hatte. Aber der König von Nepal sagte, als er den Zweck ihrer Ankunft erfuhr, mit finsterner Stirn: „Hoho! in Euren Gebieten mag wohl ein böser Dämon gefahren seyn? Hih! mein Geschlecht hat mit Kassapa-Buddha angefangen, und dem gesegneten Lande Nepal eine unabschbare Reihe gloriöser Herrscher geliefert; wie könnte ich es meiner Würde angemessen erachten, mit dem Könige von Tibet, dessen Volk als seinen Urahn einen Affen erkennt, ein verwandtschaftliches Band zu knüpfen. Erwäge ich gleichwohl die Beschwerden, die Ihr auf Eurer Reise ausgestanden, so dünkt es mir sehr hart, Euch ganz ohne Trost zu entlassen. Kehre um in meinem Namen, Uran Tanggarik, und frage Deinen König, ob er um den Preis, meine erlauchte Tochter als Gemahlin heimzuführen, unseren Glauben annehmen und die zehn guten Werke üben will!“

Da überreichte der Gesandte dem König ein eigenhändiges Schreiben seines Herrschers in goldenen Buchstaben auf blauem Papier, dessen Inhalt also lautete: „Fürtrefflicher König von Balbo (Nepal)! In Deinen Staaten wirkt die Macht der zehn guten Werke, die in unserem wilden Schneereiche unbekannt sind. Gib mir Deine Tochter zur Gemahlin, und ich verspreche Dir im Angesichte aller Weisen, Deinen Glauben in meinen Staaten wurzeln zu lassen. Ist Dir aber Solches nicht genehm, so werde ich 30,000 verkörperter Krieger schicken (Anspielung auf die Incarnationen), die Deine Tochter mit Gewalt entführen, Dich selbst tödten und Deine Hauptstadt zerstören sollen.“

Als der König den Brief gelesen hatte, sprach er: „Hoho! Dein Gebieter ist ein arger Prahler. Kehre um und sage ihm, daß ich meine Tochter nicht eher verabfolgen lasse, bis er eine Anzahl Buddha-Tempel und Klöster in seinem Lande erbaut hat.“ Da langte Uran-Tanggarik ein zweites Schreiben hervor, des Inhalts: „Geschätzter König von Balbo! Du hast Mittel genug, um Tempel und Klöster zu bauen, was mir in meinem armen Lande schon manches Opfer kostet. Gleichwohl gelobe ich Dir, sobald Deine Tochter an meinem Hofe angelangt seyn wird, hundert und acht Tempel errichten zu lassen, deren Portale den Grenzen Deines Reiches zugekehrt seyn sollen. Im Uebrigen beziehe ich mich auf den Schluß meines vorigen Briefes.“

Der König unterdrückte mit vieler Noth seine Besorgnisse und sprach viel gelassener: „Dein Gebieter scheint mir wirklich etwas prahlerisch zu seyn. Kehre zurück und sage ihm in meinem Namen: Ehrenwerthes Oberhaupt von Tibet! Wenn Du in Deinen Staaten Alles hast, was die fünf Gelüste des Menschen befriedigen kann — verzeih, wenn ich dies bezweifeln muß; denn es herrscht bei Euch eine grimmige Kälte — nun, so magst Du meine Tochter als Gemahlin empfangen; sonst aber muß ich Dein Besuch ein für alle Mal abschlagen.“

Uran Tanggarik entgegnete: „Verzeihet, Herr, wenn ich keine dieser beiden Antworten meinem Könige mit Ehren überbringen kann.“ Darauf langte er noch ein drittes Schreiben hervor, das also lautete: „König von Balbo, Du bist reich an herrlichem Vieh und anderen edeln Gaben der Natur, auf die ich in meinem armen Schneereiche Tibet verzichten muß. Sendest du mir aber Deine Tochter, so werde ich aus allen Kräften bemüht seyn, alle erdenkliche Bequemlichkeiten des Lebens herbeizuschaffen. Solches erfahre; vergiß aber auch ja nicht den Schluß meines ersten Briefes.“

Solchergehalt war der König von Balbo gezwungen, seine Tochter zu überreden, daß sie in den Antrag des Srong-dsan-Gambo einwilligte. Darauf schickte er sie mit einer unermesslichen Aussteuer an Gold, Silber, seidnen Stoffen, Buddha-Bildern und Buddha-Reliquien nach Tibet's Hauptstadt, wo sie von dem Könige, den Magnaten und dem ganzen Volke mit Musik, Gesang und Freuden-Läuten empfangen wurde.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Polnische Literatur. Das Polnische Wochenblatt Tygodnik literacki, welches in Posen von Herrn A. Woykowski herausgegeben und redigirt wird, zeichnet sich fortwährend durch werthvolle Aufsätze aus und nimmt jetzt nach dem in Krakau erscheinenden Pamietnik naukowy die erste Stelle unter den Polnischen Zeitschriften ein. Der Herausgeber, der sich diesem Unternehmen mit persönlichen Opfern unterzogen, hat sich dadurch kein geringes Verdienst um die Polnische Literatur erworben. In einem der letzten Blätter des Tygodnik befindet sich eine sehr gründliche Kritik der Literaturgeschichte Polens, die in Lissa bei Günther herausgekommen und ungeachtet ihrer Kürze doch mit großer Genauigkeit abgefaßt ist. Ein anderes interessantes Werk in Polnischer Sprache hat man von dem Bibliothekar Herrn Lukaszewicz in Posen nächstens zu erwarten, nämlich eine Chronik der Stadt Posen in zwei Bänden.

*) Tibet war damals (im 7ten Jahrhundert u. Z.) noch nicht zum Buddhismus bekehrt. Die zehn guten Werke sind: Rettung des Lebens anderer Creaturen — Almosen-Geben — Wahrheitsliebe — Friedfertigkeit u. s. w.